

Abend-



Zeitung.

Einundvierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Siebenter Jahrgang. Erster Band.

N^o 25.

Donnerstag, den 18. Juni.

1857.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; dieselbe ist wesentlich für Museen, Journale und Lesecirclen sowie für Kunstvereine geeignet. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Die Hungermühle.

Novelle

von M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

So saß die Gestalt gehüllt in die weißen Gewänder, mit denen der gottselige Mann aus Arimathia sie umgeben; so saß sie da, die Welt zum Menschen geworden und der Mensch verwandelt in den Schmerz; das in irdischen Leiden schwer befangene Haupt stützte sich in die rechte Hand, und in jeder scheinbar lebenden und zuckenden Faser kündete sich die vergangene Passion als unvergängliche Gegenwart, denn wie hier das Konterfei des zum Schmerz verwandelten Gottesmenschen so viele Jahrhunderte an der dumpfigen Mauer geleuchtet, so schien die Gestalt von Aufbeginn aller Dinge, und seitdem da Menschen wandelten auf der Erde, als eine gekreuzigte aus dem Grabe emporgestiegen und die ewig langen Jahre hindurch getrauert zu haben über die Sünden dieser Welt, die, wie der Philosoph sagt, ihn nicht leiblich mehr, doch um so peinvoller geistig ohne Unterlaß in Banden schlage, geißle, verrathe und kreuzige.

Einen Augenblick stand Walter überrascht und ge-

fesselt von der Gewalt der Gluth und der Poesie dieses göttlich schönen und wahren Gemäldes das, wenn es nicht ein Leonardo da Vinci selbst, doch einer seiner kunsterfahrensten Schüler gemalt hatte. Hoch schwang er die Fackel und tief versank er fast wider seinen Willen in das Anschauen des göttlichen Gebildes, bis ihn der zuckende Nerv der Begierde wieder erinnerte, warum er gekommen. Und da begann er, nachdem er die Fackel, trotz des herabträufelnden Harzes, auf den Hut gesteckt, zu graben an dem betreffenden Fuße des Altars mit einem Eiser, der den kalten Schweiß von seiner todtenbleichen und doch gluthenheißen Stirne rinnen ließ. Viel Mühe machte es ihm, den schweren Marmorquader, auf dem des Altars hinfälliger Fuß stand, in die Höhe zu heben und von der Stelle zu bewegen; leicht drang dann das scharfe Eisen seines Grabscheits in den lockeren Sand, aber lange, lange wollte sich Nichts finden in der aufgewühlten Tiefe, das nur auch im Entferntesten einem metallenen Gegenstande mit obligatem Inhalte vergleichbar gewesen wäre. Doch endlich, denn die bergenden Geister der schweigenden Gründe hatten es mit einem hartnäckigen und so ganz leicht nicht zurückzuschreckenden Gegner zu thun —

so endlich knirschte die Schärfe des Grabscheits gleich einem Zahn, der auf einen steinharten Knochen beißt. Walter zuckte zusammen, er warf das Grabscheit weit von sich, stürzte auf die Knie und begann nun mit vorn über geneigten Oberleibe die Grube, aus der so verheißende Klänge getönt, vollends auszuwählen und auszugraben. Seine zehn langen Finger schienen in ebensoviele geschäftige Maulwürfe verwandelt, und so dauerte es nicht lange, da fing es an tief unten in dem modrigen Grunde morgenröthlich zu dämmern, frühlingshell zu leuchten; denn bald hoben die zehn zuckenden Finger des golddürstigen Gräbers einen schweren, halb mit Grünspan bedeckten kupfernen Kasten heraus, dessen kubischer Inhalt einen Fuß Rheinisch umfaßte, und dessen mit leichter Mühe zurückgeschlagener Deckel den leuchtenden Schimmer der goldenen Münzen enthüllte. Wie sog das funkelnde Auge des gierigen Gräbers den güldenen Schein in sich, als wäre es eine lechzende Lippe und rothes Gold wäre rothes Blut, wie wühlten die langen, brennenden Finger in dem gelben Haufen der Söhne Hollands, die zur Zeit Karl des Vierten, denn so lautete ihr Gepräge, das Licht der Welt erblickt hatten. Es muß ein gar merkwürdig bestürmendes Empfinden sein, nach einer so langen finstern Nacht des heißen, aber ebenso hoffnungslosen Begehrens endlich einen rothen Morgen tagen zu sehen; und es muß die Seele bis zur Verrücktheit berauschen, und der Trübsal der täglichen Erbärmlichkeit und drangvollen Gewöhnlichkeit mit einem Zauberschlage in die leuchtenden Hallen zum Himmel jauchzender Romantik versetzt sich zu sehen. Da lag nun vor dem, der sein ganzes elendes Leben hindurch nach dem blanken Staube gelechzt, wie ein verdürstendes Kameel in der Wüste nach der Labjal des Wassers schmachtet; und Minuten lang badete seine Seele in überschwänglicher Seligkeit; aber nur Minuten lang, da stieß er den blanken Tand verächtlich von sich, richtete sich auf und sprach, so laut, daß die stummen Hallen gellten in mächtigem, schrillum Widerschrei: „Zu spät! Du kommst zu spät! O Du des Schicksals goldene Gunst! Wie lange ich auch nach Dir geschmachtet und getrachtet, jetzt erfreust Du mich nicht mehr! Des Traumes Erscheinung und seine Enthüllung berauschte mich, denn ohne diesen Rausch hätte ich mir wohl kaum die Mühe des Grabens gegeben! In meiner

Seele wohnen jetzt andere Begehren, die so stark sind, daß ihr Hauch die ganze Erde, geschweige denn das bettelhafte Gold zu meinen Füßen zerschmelzen könnte! Wohl hast Du es gut gemeint mit dem verhungerten Hungermüller, Du edler, guter Abt des Benidiktinerklosters, Du Pater Eglantinus! Doch Du kommst zu spät, weil Du nach Innocenzen kommst! Deine Gaben sind wohl gemeint, und sie erfreuen mich, aber sie erlösen mich so wenig, daß ich sie verachten muß, und es wäre mir in dieser Nacht, der Nacht, die auf dem Tag der Erscheinung Innocenzens folgt, ebenso erwünscht gewesen, einen Haufen elende Kleie, als diesen Klumpen Gold, aus der Erde zu graben!“

Er versank in Schweigen, dann sprach er wieder: „Gäbe ich Eurer die Hundert für einen Blick von ihr?“ Und der finstere Mann mit der rothen Fackel auf dem schäbigen Hute, wie er so hoch und stolz dastand, gleich einem Geiste, der von ihm aufgegrabenen Unterwelt, der von ihm zum ersten Male seit Jahrhunderten beleuchteten Finsterniß beantwortete seine eigene Frage demüthig mit den Worten: „Ja! ich gäbe Eurer die Hundert für einen freundlichen Laut von ihren süßen Lippen!“

Und er sank in seine Knie auf die Stufen des zerbrochenen Altars, versank in sich selbst, tauchte unter mit seinem Geiste in seine liebeglühende Seele, und er hatte keinen Blick mehr für den funkelnden Schatz an der Grube.

Inzwischen hatten die Frauen in dem trauten Gemache vollends sich ausgeplaudert. Der Thee hatte ihnen seine Geister gespendet und das Feuer im Kamin hatte ihre Glieder lieblich erwärmt. „Ich bin sehr müde, Schwester!“ sagte Henriette, „wenn es Dir recht ist, so gehen wir schlafen selbender. Morgen wirds früh Tag auf der Mühle, denn nun kommt schon die heilige Adventszeit, und dann mehrren sich die Kunden wie Sand am Meere. Die Hungermühle, Innocenze, ist ein erbärmliches Institut; sie kommt mir, wenn ich sie ansehe, auch immer so sonderbar, so tückisch vor; und nimm Dich nur vor ihr in Acht. Doch wir wollen schlafen gehen!“

„Ehe ich schlafen gehe, entgegnete Innocenze, ihr holdes Haupt stützend in ihre linke, vom Kaminfeuer rosig durch und durchgeglühete Hand. Laß mich ein Werk der Gerechtigkeit vollbringen! Dein Mann, mein Schwager, welche auch einer sonst seine Ge-

fühle gegen mich gewesen sein mögen, hat sich heute in einer Weise behandelt, die mich ihm zu ewigen Danke verpflichtet. Er hat mich eigentlich, so zu sagen, vom Tode errettet; denn kam er nicht zu mir in die Schneeegrube und reichte seine Hand nicht meinen Lippen, das Fläschlein Gewürzwein, das Du mir Schwester, bereitet, so wäre ich verschmachtet und gestorben! Denn halb todt war ich schon als er kam. Würste Träume zogen durch meine Seele und vielleicht ist es der Flammenschein, welcher ihre dunkeln Gewänder vergelbtet, allein, der mit seiner Gluth mein sterbendes Leben erhalten! Am schmerzlichsten, um das auch noch zu erwähnen, waren mir die Töne, die das zerschmetterte Pferd von sich gab; es erinnerte gleich einem zertretenen Menschen, und schrecklich wühlten seine zerbrochenen, dunkeln Beine in dem weißen, gespenstischen Schnee. Da kam Walter, sein Ruf rief meine von so vielem Unheil zerknickte und halb entflozene Seele wieder zu sich. Ich danke ihm mein Leben! Und so will ich mich, ohne daß er es weiß, dankbar beweisen! Hier das Feuer, das seine gastliche Güte mir der Heimathlosen entzündet, soll zum Dank ihm, zum Opfer der Gastlichkeit das Papier verzehren, das seine Verschreibung enthält! Sieh hier, Henriette! hier werfe ich meine Tausend Thaler in Dein Feuer!"

„Halt ein! rief die Müllerin. Trau' nicht zuviel Schwester, Walter ist kein schlechter, aber ein heftiger, ein jähzorniger Mensch! Um Gotteswillen, bewahre das Papier nicht um ihn zu schrecken, aber um ihn zu zügeln! Es könnten Tage kommen, in welchen es Dir sehr erwünscht sein dürfte, Etwas in den Händen zu haben, mittelst Dessen Du im Stande bist seinen Starrsinn zu beugen und sein unbändiges, widerwärtiges, menschenquälendes Wesen zu mildern.“

„Laß nur gut sein, liebe Henriette! erwiederte zu feinem Lächeln, den süßen Mund verziehend, Innocenze; das wird sich so schon machen lassen, Menschen können sich ja ändern, und ich muß Dir offen gestehen, Walter kam mir heute schon ganz anders vor, als ich mir ihn nach Deinen vielfachen brieflichen Klagen gedacht und geträumt hatte! Und so mag denn der Schein in Gottesnamen den Weg gehen, der mir selbst bei einer Haare zugebacht gewesen. Hat das Feuer nun so vieles und so Unerseh-

liches geraubt, kann es auch dies Papier noch verzehren, und mit dem Untergange dieser Schrift weihe ich mich zur ewigen, wenigstens zur lebenslänglichen Bewohnerin der Hungermühle. In Deiner schwesterlichen Nähe hoffte ich die Ruhe wiederzufinden, die durch den ewig beklagenswerthen Tod meines unvergeßlichen Siegbert mir so schrecklich gestört!"

Henriette sah trüb in die Flammen, die das Papier in einem Augenblicke verzehrt hatten.

„Da ist es hin für ewig! sprach sie mit tonloser Stimme. Und das Garn ist auch alles verbrannt, setzte sie wie träumend hinzu. Woher Schwester werden wir Fäden nehmen um uns das Leichenhemde zu weben?"

Innocenze blickte die Schwester, der nicht wohl geworden zu sein schien, überrascht an. „Was ist Dir, liebe gute Henriette? Die Gluth der Flammen, sprach sie, oder die Vorgänge des heutigen Tages müssen übel auf Dich gewirkt haben! Du scheinst unwohl geworden! Laß uns schlafen gehen! Mir wie Dir thut Ruhe, thut Schlaf so schmerzlich Noth! Und da wirkt ja so lockend, so schimmernd in herrlicher Weise Dein liebes Himmelbett mit seinen lichtblauen Vorhängen! Wir werden schön schlafen, komm Schwester! Und laß die finsternen Gedanken, die Dir mit einem Male aufgestiegen sind!"

Henriette schien nicht auf die lieben Worte zu hören; plötzlich fuhr sie zusammen und sprach:

„Hast Du nichts vernommen, Innocenze?"

„Nichts wie den Sturmwind, der in der Esse tobt und an das Fenster klopft; nichts wie das Rau-schen eines mit dürren Blättern, wie es scheint, noch im Spätherbst bekleideten Baumes, der hier irgendwo in der Nähe stehen muß!" entgegnete Innocenze.

„Das ist unsere Eiche mit ihren braunen Blättern, sprach die Müllerin. Aber das war kein Sturmeswehen und kein Gipfelrauschen! Mir war es als vernahm ich andere Töne; mich dünkte, als hörte ich heftig Jemand an die Mauer klopfen, oder gar den Laden einschlagen! Das sind am Ende Räuber, die bei Waltern eingebrochen sind! Gott! wenn sie ihm ein Leides thäten! Es wäre mein Tod! Oder am Ende ist es sein elender Bruder Sylvain; der macht seine verwünschten Besuche, trotz seiner elenden, gichtbrüchigen Gliedmaßen immer so spät in der Nacht und quält den ärmsten Walter um Geld! Und

hör, schon wieder! Jetzt vernahm ich ganz deutlich, daß ein schwerer Stein hinabgestoßen wurde. Innozenze, sie tödten Waltern! Und Niemand ist da, um ihn zu retten! Der erbärmliche Junge schläft in der Mühle auf beiden Ohren! Unser Hund ist ein feiger, jammervoller Schurke, der kaum den Muth hat, die Hühner in den Stall zu treiben. Ich muß selbst gehen, um ihn zu retten!"

„Bleib Schwester, bleib! flehte Innozenze, indem sie versuchte die Aufstehende festzuhalten. Du kannst den Tod davon haben, wenn Du jetzt so erhitzt wie Du bist, Dich dem kalten Zuge der ungestümen, stürmischen Nacht aussetzest!"

Aber sie flehte vergeblich. Wild riß sich die Müllerin los und eilte zur Thüre hinaus, die sie so hart in das Schloß warf, daß der Riegel vorsprang und sie von außen dergestalt verschloß, daß es Innozenzen unmöglich war der Hinabeilenden ferner zu folgen. Thränen stürzten aus den Augen des armen Kindes und sie sank nun völlig gebrochen in das Knie.

Indeß war Henriette flüchtigen Fußes durch das Mühlenexpeditionszimmer in die Schlafkammer ihres Mannes gelangt, und hatte dort zu ihrem allergrößten Erstaunen die eingestößene Mauer gesehen. Der Lichtstrahl, der durch die Oeffnung fiel, zeigte ihr, wohin sie sich zu wenden hatte und so stand sie nach wenigen Sekunden neben ihrem noch immer in tiefes, dumpfes Sinnen verlorren, bei seinem Gelde am Boden kauern den Manne. Walter schrak zusammen, als er das aufgeregte, todtenblasse Weib mit einem Male neben sich stehen sah. Er war geneigt, sie für eine zweite Vision zu halten, die ihm das finstere Mauerwerk aus seiner dunkeln Vergangenheit gebar; aber bald überzeugte ihn die laute Stimme, mit der das Weib zu ihm sprach und die in der so lange todtenstumm gewesenem Halle seltsam wiederklang, daß ein Lebendes neben ihm stand.

„Gott sei tausend Dank! rief Henriette. Du lebst Walter? Du lebst? Ich glaubte, daß Räuber Dich überfallen. Ich hörte Steine rollen; ich fürchtete einen Einbruch! Aber sprich, wie kommst Du hieher? Was treibst Du hier? O antworte mir! Hab Erbarmen mit mir! Sprich! Mit mir ist Etwas vorgegangen, wie ich droben am Feuer gefessen! Die Freude muß es mir angethan haben; ich muß wohl

die Empfindung zu selten in meinem Leben gehabt haben, um ihr Uebermaß so ohne Nachtheil ertragen zu können! Aber so hab' Erbarmen mit der vor Freude Kranken, Du der die vom Schmerz undummer Gepeinigten oft genug so schrecklich hart behandelt hast! Und sprich, was ist das für gelbes Metall dort im kupfernen Kästchen? Wie kommst Du überhaupt hieher in das schaurige Klosterverließ? Was ist vorgefallen? Walter?"

„Das gelbe Metall dort im kupfernen Kästchen, versetzte mit dumpfer Stimme der Müller, das Dir unbekannt scheint, ist Gold. Und wie ich hierher kam, ein wunderbarer Traum ging auf in meiner Seele. Ein Mann, der sich den Pater, den Abt Eglantinus nannte, stieg empor aus seinem Grabe und kam zu mir gewandelt, erst wunderbar maskirt als meine Hungermühle, dann in seiner eigentlichen Gestalt; das Wort, das er zu mir sprach, tönt noch in meinen Ohren! Er machte mich zum Besitzer des Schazes, den Du hier erblickst. Es sind drei tausend Dukaten und nun, so fuhr der Müller zögernd fort, könnte ich glücklich sein, denn diese wunderbare Nacht hat mir das in reicher Fülle verliehen, wonach ich so lange Jahre mit fieberisch zuckenden Händen gestrebt und mit lechzender Lippe geschmachtet! Nun, Henriette, könnte ich glücklich sein, wenn Du nicht mehr lebest!"

„Träum' ich denn auch? fragte das Weib. Was sagst Du Walter? Wenn wer nicht mehr lebte? Wer?"

„Du, sagte sich aufrichtend der Müller. Du, das Weib, dessen Besitz ich erst jetzt als brennende Qual empfinde, wenngleich Du mir immer eine schöne Last gewesen!"

„Wehe mir! seufzte Henriette und ihr Haupt sank nieder auf ihren Busen. Ich sagte es ja, fuhr sie fort. Es ist Schade, daß alles das Garn verbrannt ist, denn wo sollen wir Fäden hernehmen, um das Leichenhemde zu weben? Führ' mich hinauf, Walter! Führ' mich fort von dem verwünschten Golde, das, wie es scheint, den letzten Funken der Neigung, die Du je für mich empfunden, aus Deinem Busen verfolgt hat! Mir wird sehr elend! Führ' mich hinauf zu meiner Schwester, das ist die letzte Leistung, die ich von Dir heische! Wir haben wohl schmerzliche Stunden in reicher Zahl mit einander verlebt! Aber dennoch glaubte ich nie so elende Worte von Dir

hören zu müssen, so elende Worte wie: Wenn Du nicht lebst! Fasse mich an! Wie mein Herz so ist mein Leib gebrochen!“

Der starke Mann hob das umsinkende Weib auf seine Schulter und trug es fort. Er hatte in diesem Augenblicke keine Gedanken vielleicht zu seinem Glücke, denn sonst wohl, so hart er auch war, hätten sie ihm sein Herz verbrannt, wie die herabträufelnden Funken seiner Fackel, oft genug seine Hände versengt hatten.

Oben finden sie Innocenzen auf den Knien liegend. Wild sprang sie auf und umarmte weinend die Schwester.

„Ich muß sterben, sagte die Müllerin, und sie wandte, nachdem man sie in die Betten gelegt, den Kopf der Mauer zu. Es ist mir herzlich lieb, so fuhr sie murmelnd fort zur Schwester zu sprechen, die sich in Thränen über sie geneigt. Herzlich lieb, Dich noch vor meinem Tode gesehen zu haben, hättest Du nur nicht alles das Garn verbrennen lassen, und so werdet Ihr mich wohl ohne Leichenhemde in die Grube legen müssen, denn von dem verwünschten Golde da unten, von dem Golde, das die tückische Erde so lange verschlungen gehalten, um es erst heute an meinem Sterbetage wieder herauszugeben, da sollt Ihr mir keins kaufen! Hörst Du Innocenze, da kauft Ihr mir keins! oder ich finde keine Ruhe im Grabe und käme allnächtlich Euch zu quälen und Euch zu ängstigen!“

Nachdem sie diese Worte gesprochen, sank die Arme in Schlaf. Es folgen stumme Augenblicke. Der Müller war an das Feuer getreten und stierte die Arme über die Brust gekreuzt in die sinkende Flamme. Innocenze saß mit verhülltem Haupte auf dem Rande des Bettes. Draußen das Wetter hatte wieder eine Veränderung durchgemacht; der heulende Thauwind, der mit hoher Füstelstimme durch die Nacht gesungen und die seltsamlichst verschlungenen Wolkengebilde um den im Niedergange schwebenden Mond gepeitscht, hatte sich in einen sonoren Nord verwandelt, der den Himmel im Nu rein gefegt und den am westlichen Horizonte schwebenden, silberblanken Mond im vollsten Schimmer leuchten ließ. Es frox scharf und die Strahlen des Mondes plitzerten in den Eiskristallen, die die Scheiben des Fensters bedeckten. Aber nicht lange wahrte es und der nächtliche Wandler, der heute, wie er sich dem Ende seiner Laufbahn

näherte, recht hohläugig und lebensmüde aussah, versank tief, tief in die schwarzen Massen der ungeheuren Waldung.

Da schrak die sterbenskranke Frau aus ihren Träumen. Sie rief mit schwacher Stimme: „Walter, tritt heran zu mir! Auch mir, so redete sie weiter, als sie ihren finster in sich selbst versunkenen Ehemann an ihrem Bette stehen sah — auch mir hat der Traum eine Offenbarung gebracht: zwar kein gemünztes Geld in der Tiefe der Erde hat er mich sehen lassen, aber er hat mir eine Wahrheit enthüllt in dem menschlichen Herzen, in Deinem Herzen Walter! Du hast mich nie geliebt; nur die schwache Stunde hat Dich zu mir geführt, nur die eherne Nothwendigkeit hat Dich an mich gefettet, denn wer, dem nur auch ein Strahl der Liebe das Herz durchleuchtet, kann so grausame Worte reden, als wie Du dort unten in dem verwünschten Gemäuer zu mir gesprochen! Worte, die mir das Herz gebrochen, wie die Freude, die mir diesen Tag gebracht, meinen Leib gänzlich geknickt hat! Erst heute ist Dir der Stern der Liebe aufgegangen; wie jener Mond, der dort im Walde versinkt und den ich heute wohl zum letzten Male versinken sehe, wie jener Mond im Aufgange stand, da kanntest Du die Gefühle noch nicht, ja, Du hattest keine Ahnung von Dem, was in diesem Augenblicke voll und mächtig Dein ganzes Herz erfüllt. Der Stern der Liebe ging Dir auf als Du Deine Schwägerin erblicktest. Der Haß, den Du so lange Jahre gegen meine Schwester gehegt, zerfloß wie Schnee an der Frühlingssonne, als Du sie zum ersten Male sahst, und entgegengesetzte Gefühle zogen in Deine Brust. Wunderbarer Weise fandest Du heute, bald nachdem Du die Liebe gefunden, das Gold, und nun schien Dir erst das Leben aufzugehen, denn schreckliche Tage liegen wie hinter mir, auch hinter Dir. Ich dünkte Dich nur das einzige Hinderniß: Drum sprachst Du versunken in Dein Herz wie in den Anblick des Schatzes, den Du mit heißer Hand aus der Erde gegraben. Wenn Du nicht lebst! — Wohl an denn! so will ich Dir beweisen, daß ich Dich wahrhaft geliebt, denn ich sterbe in demselben Augenblicke, da Dir das fernere Zusammensein mit mir zur Unmöglichkeit wird. Glücklicher Weise hat mich das vergangene Leben so geknickt, daß es nur noch dieses Tages, ja daß es fast nur meines

Wunsches bedürfte, um Dich von Deiner brennenden Qual und mich von meinem Dasein zu befreien. Und Du sollst glücklich werden; denn nicht wahr Innocenze? Du erfüllst gern Deiner sterbenden Schwester den letzten Wunsch! Du wirst Walters Weib an meiner Statt! Ich habe die Jahre der Noth und des Kummers mit ihm durchgemacht; Du wirst an seiner Seite in der Fülle des Wohllebens sein, denn Ihr seid ja reich! reicher als je unsere kühnsten Wünsche zu werden begehrten. Er ist zwar ein rauher, ein störrischer Mann, aber Du vermahest Dich ja selbst, es ist noch kaum eine Stunde her, gegen ihn keiner anderen Waffe zu bedürfen, als Deiner selbst! Und so wirst Du mit ihm leben können, wirst ihn lieben lernen und Ihr werdet glücklich sein! Willst Du die Bitte der sterbenden Schwester erfüllen Innocenze? Willst Du Walters Weib werden?"

Innocenze schwieg eine lange Weile. Walter war zu Muth, als stände er mitten in dem Feuer, in das er so lange geblickt. Der faulende Wind sprach Worte, die er hörte, wenn er sie auch nicht gleich zu deuten wußte; der Boden wankte unter seinen Füßen, als stände er auf einer Eisscholle, die sich eben vom Ufer gelöst, und auf der er weit hinaus trieb in ein brandendes Meer, dessen rollende Wogen ihr Haupt in den Purpur einer aufgehenden Sonne tauchten.

Da öffnete Innocenze ihre Lippen: „Schwester, sagte sie mit fester Stimme, mein Herz ist eine leergebrannte Stätte! Du selbst weißt es am Besten, Du weißt, wie innig ich an Siegbert gehangen, wie er es war, der einzig meine Seele ausfüllte; nur nachdem ein grausames Schicksal mir ihn so plötzlich entriß, warum soll ich nicht von Deiner Hand den Mann nehmen, den Du geliebt hast trotz Allem, was vorgefallen sein mag und was mehr durch die rauhe Hand des Lebens, unter deren Druck Ihr selbster geschmachtet, als durch Eure eigene Schuld Euch aufgelegt worden ist. Den Mann überdies, der mich vor dem Tode in der schrecklichen Grube erlöst und durch Nacht und Wintersturm in Dein trautes Gemach, an Deine Seite treulich geführt hat. Wäre es gleich besser gewesen ich wäre gestorben, als daß ich dem Leben erhalten wurde, um Dich, um Dich hier sterben zu sehen! Wohl sagte ich, nachdem mein Geliebter von den Flammen erstickt worden, nachdem

mein Herz dies erlebt, ohne vor Schmerz zu zerspringen, wohl sagte ich da mit vermessener Stirn: Nun Schicksal! trotz ich Dir, nun Leben fordere ich Dich heraus! Es giebt für mich keine Schrecken mehr! Ach! wie wenig ahnte ich da, was sich noch im Laufe des heutigen, so verhängnißvollen Tages begeben hat, wie wenig kannte ich das Leben und seine qualenerfünderischen unerschöpflichen Kräfte!"

Innocenze verhüllte ihr Antlitz. Ein neuer Thränenstrom überschwenkte siedend heiß das qualenbleiche Engelsangesicht. Der rauhe Mann war in die Kniee gesunken; das Haupt vornübergeneigt, so lag er wie anbetend vor den beiden Schwestern, von denen die eine sein Weib gewesen, die andere es werden sollte. Seine brennende Hand faßte nach Innocenzen, aber sie ergriff sie nicht; die Hand tastete umher in der Luft, als langte sie nach einem sich immer zurückziehenden Nebelgebild, bis die bleiche Maid mitleidsvoll die suchende festhielt und den wie Espenlaub zitternden Fingern auf ihre Knie beruhigend legte. Das Feuer im Kamin mußte in dem einen oder dem andern Kienstumpf eine neue Harzader entdeckt haben oder es hatten die heißen Gefühle die brennenden Gedanken, die die Seelen der drei Menschen durchwühlten, sich der Luft mitgetheilt und dieselbe in eine brennbarere Luftart verwandelt, die nur statt des nöthigen Sauerstoffs den Flammen mitgetheilt wurde, und ihr Leben mächtig steigerte; denn hochauf sprühte mit einem Male die Gluth und warf den rothen Schein auf die seltsame Gruppe dort am Himmelbett, die Gruppe, in welcher sich heißes verlangendes Leben, stiller entsagender Schmerz und bleiche Todesqual so brüderlich und so schwesternlich umarmten. Henriette hatte sich der Wand zugewendet; sie war fertig mit dem Leben. Ihre blassen, zuckenden Lippen murmelten: Hör' Innocenze! Die Leute pflegen zu sagen: Der Tod schmecke bitter, sag' ihnen, sie lügen! Sag' ihnen, nur Leben wäre Pein, Sterben wäre süß wie die Liebe! Ich wenigstens kann in dem Becher, den meine Lippen berühren, keine Bitterkeit, keinen Wermuth entdecken! O wie süß, wie himmlisch süß schmeckt dieser Trank!"

Da wurden die Lippen stumm. Ueber das Antlitz der Sterbenden flogen die Schatten, die den Tod bedeuten. Ihr Leib streckte sich, das Haupt auf den Kissen kam höher zu liegen; ihr Auge war gebrochen,

sie war todt, doch nein! noch nicht ganz, noch einmal öffnete sie den Mund und die Lippen murmelten im Todestraume noch einmal das Sprüchlein von dem verbrannten Garne, von dem Leichenhemde, von dem verfluchten Golde. Und dann fügte sie hinzu: „Wir haben ja blos getauscht! Schwester! Ich gehe zu Siegberten, Du bleibst bei Waltern! Ein bloßer Tausch! Lebt wohl!“ Noch eine Weile arbeitete der Busen des sterbenden Weibes in dumpfem Röcheln. Ging die Seele auch gern aus diesem Körper, so schien doch das dumpfe, animalische Selbstbewußtsein des verendenden Lebens auf eigene Hand noch den Versuch des Kampfes wider den schrecklichen Vernichter zu wagen, und der perlende Schweiß, der von der weißen Stirne reichlich niedertropfte, legte Zeugniß ab, daß die vernichtende Umarmung trotz alledem und trotz der bestimmten Aussage der Sterbenden von dem Honigbecher, keine besonderen Wohlgefühle zu erregen im Stande sein mag. Doch da verstummt auch das Röcheln und dies Verstummen beweist, daß die unerläßliche Bedingung des animalischen Daseins vernichtet, die Vermittlerin zwischen Seele und Atmosphäre, die Lunge gelähmt ist.

Nun ist sie todt, flüsterte schluchzend Innocenze. Da sprang der Müller auf und rasch die Kiegel des Fensters zurückwirbelnd, riß er den einen Fensterflügel auf; diese doch wohl fast mechanische und bewußtlose Handlung hätte vielleicht, wäre sie mit vollem Bewußtsein geschehen und wie man in der Schule sagt, wäre sie zur Perception gekommen, bedeutet: „Laßt uns eilen, das die Fliehende das Weite gewinnt, ehe es wieder leid thut und sie vielleicht zurückkehrt an die Stelle, die sie eben verlassen! Eng ist das Leben und weit ist die Welt! Klein ist das Herz mit seinem Glücke, aber droben der Himmel ist unendlich und die fliehende Seele kann nicht genug sich beeilen, um an ihr Ziel, in den Himmel zu gelangen! Darum auf mit dem Fenster, jagt auch der Ost die eiskalte Nacht in das Zimmer! Siebt es doch Holz genug noch draußen im Walde, um das Zimmer wieder zu heizen, aber man hat Exempel wie man zu sagen pflegt, von Beispielen, daß Todte wieder lebendig geworden und Lebendige sterben nicht alle Mal auf Kommando!“

Demnächst ergriff der Müller die Leiche und betete sie in einem Kämmerchen, das hinter dem Ka-

mine in der Mauer angebracht war. Inzwischen war die ebenfalls bis zum Sterben erschöpfte Innocenze von dem Bettrande, auf dem sie gefessen, in das Bett gesunken und an derselben Stelle in tiefen Schlaf gefallen, an der Henriette verendete. Sogleich schloß Walter das Fenster, das wohl seine Pflicht gethan haben mochte, und dann entzündete er ein Feuer im Ofen, damit die eingebrungene Eislust dem schönen, schlummernden Kinde keinen Schaden zufügen möchte.

Das Erleben des Unerwarteten, des Ueberraschenden, das alle Wünsche, der Bewußten wie der Unbewußten bis zum Gipfel Steigernden verändert das Aussehen aller Dinge. Der Mensch, dem Solches wiederfährt, ist nicht mehr im Stande, in der ersten Zeit nach derartigen Erlebnissen, die ihn umgebende Welt in ihrer wahren Gestalt zu erblicken. Sowie der Boden unter seinen Füßen schwindet oder wellenartig sich zu bewegen, sich zu senken, sich zu thürmen scheint, so auch verändert sich für das Auge die Form der Umgebung.

(Schluß folgt.)

Eine „Jagdgeschichte“.

G. Kühne's „Europa“ theilte vor einiger Zeit unter dem Titel „Instinct der Thiere“, Beiträge zur Kunde der wunderbaren Gelehrigkeit mancher Thierarten mit. Speciell wurde hierbei der im übrigen so unschönen und unliebenswürdigen — Ratzen gedacht. Der genaunte Aufsatz erzählte unter andern, wie einer jener unglücklichsten Unglücklichen — ein Galeerensclave zu Toulon eine junge Ratte dergestalt gezähmt und abgerichtet, daß dieselbe einen kupfernen Ring vom Boden aufgehoben und auf ein Zeichen ihrem Herrn, an seinen Füßen und Körper emporlaufend, in den Mund gesteckt habe. Diese Erzählung gab im Feuilleton der „Novellen-Zeitung“ zu einem Zweifel unter der Rubrik „Keine Jagdgeschichte?“ Veranlassung und viele Leser mögen geneigt gewesen sein, sie in's Reich der Fabeln zu verweisen.

Nun aber sehen wir uns in den Stand gesetzt, die Leser eines Bessern zu belehren. Unser weitgereister *M. Solitaire* (*Dr. Boldemar Nürnberger*) schreibt uns über die fragliche Anekdote abschließend: „Als ich auf meiner Reise nach Nordafrika im August 1852 das Lager von Toulon besuchte, hatte ich das Vergnügen, das erwähnte Rattenkunststück selbst ausführen zu sehen, und ich glaube in der Annahme nicht zu irren, daß die Ratte des Galeerensclaven in Kühne's Europa und diejenige, welche ich zu Toulon beobachtete, ein und dieselbe war.“

Solchergestalt ist die Erzählung vom Instinct der Thiere, nicht, wie die „*Novellen-Zeitung*“ vermuthet, eine „*Jagdgeschichte*“, sondern eine That- sache, aus der sich freilich eine leidliche Anzahl von „*Jagdgeschichten*“ erzeugen mag. — Wir benützen übrigens diese Gelegenheit, um auf ein kleines Schriftchen, welches von *Dr. Moritz Trögel* vor einiger Zeit erschien und viele begründete Anekdoten und kleine Geschichten für Annahme einer Thierseele enthält, die sich dafür interessirenden Leser aufmerksam zu machen.

— n. —

Gedichte.

Soldatenwelt.

Von Richard von Meerheim. *)

Levechow. **)

„Ho, ho! Ihr Städter von Mecklenburg, Ihr denket auf
eigenen Füßen
zu stehen, und nimmer den Herzog mehr als Euren Fürsten
zu grüßen!
Beim Himmel, ich will Euch gehorsam sein, will Treue und
Pflicht Euch lehren,
Laßt mich in Euer ummauertes Nest zurück nur mächtiger
lehren!“

*) Der Verfasser, Herr Richard von Meerheim, Oberleutnant in der K. S. Brigade Kronprinz, hat bereits zwei Dichtungen „*Gulat und Eschadra*“ und „*die Sachsen an der Moskwa*“ drucken lassen. Die mitgetheilten Gedichte sind einem unter der Presse befindlichen, demnächst zu editirenden Werke, „*Soldatenwelt*“ entnommen.
D. R.

**) Die Mecklenburgische Familie Levechow soll ihren Namen von dieser Heldenthat batiren.

Der Herzog ruft es an Güstrow's Thor im Gefolge reißiger
Männer.

Schon sieht er sich sprengend zum Felde hinaus — da plöz-
lich bäumet sein Renner:

Denn vor ihm poltert das Gatterthor, in Ketten rasselnd, hernieder,
Und ringsum höhnt es: „Gefangen, Herr Fürst, nun unser
mit Haupt und Glieder!“

Doch ehe das Gitter den Boden erreicht, hinwirft sich mit
Panzer und Kappe

Hochherzig, unter das fallende Thor ein blühender Edelknappe
„Ihr Herren, die Fürsten liebet man so! — Nun prasselt
umsonst, ihr Ketten!

Was schiert mich die Deule an Panzer und Leib, wenn's
gilt, den Fürsten zu retten!“

Er ruft's — die Pfosten klirren nicht ein, und werden nun
rüstig gehoben:

Gerettet im Flug ist Fürst und Gefolg aus der türkischen
Stadt gestoben.

Und dankbar lohnet den Knappen der Fürst im ehrenden
Ritterschlage:

„Treulieber, Dein Wappen ein Fallthor sei, und den Namen:
„„Liebet so““ trage!“

Die Leib-Standarte.

„Und hat Euch die wilde, die türkische Faust
Entrissen die Leib-Standarte, —
So will ich, Ihr Reiter, der Schand' Euch befrei'n
Ich hole, mit Gott, aus den feindlichen Reih'n
Euch selbst eine neue Standarte!“

Das ruft von Lotharingen der Prinz;
Blond fliegen die Locken vom Helme,
In Kampflust glühet und blüht ihm die Wang',
Hell schimmert sein Wams in wilden Gedrang
Des Kampfes um die Standarte.

„Dein Panzenfähnlein, Du Janitschar,
Das will mein Schwert sich erklären!“
Im Zweikampf hämmert das Eisen und klirrt. —
Doch weh, in die Brust des Jünglings stürt
Der scharfe Stahl der Standarte.

Er klammert das Fähnlein fest in die Brust
Und rückwärts trägt ihn der Rappe.
Doch hin, vor die Fronte des Regiments,
Matt bricht er zusammen, ein blühender Lenz,
Umweht von der rothen Standarte.

„Nehmt hin, Kameraden, aus wunder Brust
Das Pfand der fürstlichen Ehre.
Es hat sie geweiht mein hochrothes Blut;
D'rum waret sie gut — und so schwing' Euer Muth
Von Sieg zu Sieg die Standarte!“

Kunst und Literatur.

Richard Wagner und Verdi.

Briefe von Emil Müller.

III.

Es ist eine im Wesen der Oper begründete Thatsache, daß sich nicht jeder Stoff, und wäre er der dramatischsten einer, sich nicht alle Charaktere und Situationen, in die dem Musikdrama gesteckten Grenzen fügen. Vielmehr sind es fast immer ganz bestimmte Situationen, die man in allen Opern mit den durch den Stoff gebotenen Modificationen wiederfindet. Der Componist sowohl, als auch der Textverfasser, muß sich nothgedrungen in diese Beschränkungen fügen. Das Wesen der Musik duldet keinen raschen Fortschritt der Handlung. Die Handlung selbst darf sich nur in Stimmungen abspiegeln, die Handlung muß aus der rein dramatischen Haltung in eine mehr oder weniger epische übergehen.

Jene unsinnige Unterscheidung der Oper in historische, Conversations-, Volks-Oper u. s. w. hat erst das Raffinement der Neuzeit zuwege gebracht. Wie unsinnig sie ist, geht aus der einen Betrachtung zur Genüge hervor, daß die Musik in Verbindung mit den Textworten (und ich denke hier nur an den günstigsten Fall, wo die Musik wirklich in mehr als in äußerlicher Beziehung zu den Worten steht) stets nicht mehr als das allgemein Menschliche des Inhalts zum Ausdruck bringen kann, der Ausdruck des allgemeinen Menschlichen aber in gewisser Hinsicht in starkem Gegensatz zu dem individuell Menschlichen steht, wie es diese einzelne historische Persönlichkeit oder dieser komische Charakter bedingt. Das individuell Menschliche also, das die einzelnen Personen erst zu Individuen, zu wirklichen Charakteren erhebt, muß vom Wortdichter gegeben sein. Der Lieddichter kann nur das, dem individuell Menschlichen zugrunde liegende allgemeine Menschliche zum schönen Ausdruck bringen, das man sich zu jenem im Verhältniß stehend denken mag, vielleicht wie den Extract zu dem Kerne, woraus er gezogen ist. Der Lieddichter vermag nicht zu charakterisiren, was folgt? Daß er sich nothwendig dem unterwerfen müsse, der charakterisiren kann. Nun verlangt aber die ältere

Richtung sowohl ein poetisches, also vom Wortdichter gegebenes charactervolles dramatisches Gedicht, als auch die Unterordnung des Wortdichters unter den Lieddichter. Auf welche Weise soll sich beides vereinigen lassen? Der Dualismus ist vorhanden und muß bleiben. Zugestanden, es wäre einem Wortdichter gelungen, ein vortreffliches dramatisches Gedicht zustande zu bringen, das all die Eigenschaften in sich vereinigte, die man von einem dramatischen Kunstwerke verlangen muß und doch auch dem Lieddichter hinlänglich Spielraum gewährte: wird letzterer die individuellen Character- und Situationszüge, die diese Personen, diese Situationen zu eben diesen bestimmten Personen, diesen bestimmten Situationen machen, betonen können, betonen dürfen? Gewiß nicht, er giebt nur immer dem Ausdruck, was diese Menschen mit der Gesamtheit des Menschengeschlechts gemein haben, kurz und gut er thut Alles, um eine individuelle Charakterentwicklung zu verhindern, oder wo sie vorhanden sein sollte, zu negiren.

Man lacht vielfältig über die Sitte der älteren italienischen Componisten, die bei der Theilung der Oper in Opera seria und Opera buffa, für jene die Stoffe größtentheils aus dem Alterthume nahmen und wieder und immer wieder diese Medeen, Sophonisben, Didos, Sardanapale, Cyruse u. s. w. in Musik setzten. Sie handelten bei weitem nicht so sinnlos, als die Erfinder der historischen Oper. Bei jenen waren die handelnden Personen nur eine Staffage, ein Gewand, in dem sich die Sänger und Sängerinnen dem modern gekleideten Publikum gegenüber präsentiren konnten, nichts weiter. Aber es fiel ihnen nicht bei, die Zuschauer mit dem Betrüge zu hintergehen, als sei das Dargestellte nun wirklich das und jenes historische Ereigniß, wie es verschiedene Componisten der Neuzeit gethan, die mit ihren Masaniellos, Tells und Raouls glauben, die historischen Ereignisse zu einem dramatisch-musikalischen Extract destillirt zu haben.

Glück war zuerst darauf bedacht, die Handlung und die Personen über die Bedeutung der Staffage zu erheben. Denn wenn Handlung, Personen, wie Textworte, nichts weiter als ein Nebensächliches, weshalb an

dergleichen unnützen Staffage festhalten! Und um so mehr, als diese Staffage das Festhalten verrotteter und ausgelebter Formen bedingte! Bei Gluck sollte der musikalische Ausdruck dem Inhalte und der Bedeutung der Situationen ganz entsprechen. Gluck versteht es meisterlich, die Grundstimmung wiederzugeben, welche die einzelnen Situationen in der Seele der handelnden Personen, oder besser noch der Zuschauer erzeugen müssen. So groß, so bedeutend er dasteht, ja so gewiß seine Musikedichtungen die Höhepunkte der Opernentwicklung ausmachen, so gewiß ist's auch, daß er weder die Handlung selbst, noch auch individuelles Leben hat ausdrücken können und wollen. Er zog sich auf Gebiete zurück, auf denen seine Personen, ihres mythischen Gehaltes nach, mehr Gattungsbegriffen, denn Einzelwesen entsprechen.

Um nun den Inhalt mit der Form (der Form nach klassischem Vorbilde) noch enger zu verschmelzen, mithin auf dem Wege fortzugehen, den Gluck eingeschlagen, gab es nach meinem Dafürhalten nur einen wirklichen Fortschritt, den nämlich zu Programm Musik.

Programm Musik rufen Sie. Und in der Oper?

Weshalb nicht? Wenn für diese Arie, für diese Duette, diese Terzette der Wortausdruck Nebensache sein, dagegen die Form, in der sich die Musik gibt, Hauptsache bleiben soll, weshalb dieser Melodie, diesem Musikstücke Worte unterlegen, die zu ihm sonst in keiner Beziehung, als einer rein äußerlichen stehen! Weshalb den Zuschauern vollständige Textbücher in die Hände geben, von denen selbst ein zwölfjähriges Kind sagen muß, daß sie nichts weniger als interessant, geschweige denn poetisch seien? Mir, das kann ich vollständig behaupten, genügt es bei einer ältern Oper, zu wissen, welcher gedankliche Inhalt den einzelnen Szenen zugrunde liegt, nach den bedeutungslosen Worten des Textes verlangt mich nicht im Mindesten. Wenn in den Arien des Don Octavio nichts als ein bestimmter Gefühlsinhalt zum Ausdruck gelangt, weshalb will man nicht ganz und gar auf diese Worte: „Thränen vom Freunde getrocknet“ und „Ein Band der Freundschaft fesselt uns beide“ verzichten und dem Publikum statt dessen den Inhalt der Arien programmartig angeben? Weshalb will man es nicht mit dem ganzen Textbuche auf gleiche Weise machen? Statt eines schablonenartig angefertigten Textes genügte die Inhaltsangabe des

Stücks, die Scene für Scene, und den Musikwendungen nach, durchgeführt würde.

Es scheint unbegreiflich, wie diejenigen, welche an der klassischen idealen Musikform festhalten, nicht von selbst zu diesem Fortschritte getrieben werden. Oder sollten dem Lieddichter durch eine bloße Inhaltsangabe die Flügel seiner Phantasie gelähmt sein? Sicherlich nicht, im Gegenteil, er fände den freiesten Spielraum, den gedanklichen Inhalt in Stimmungen wiederzugeben, sobald er sich nicht durch Worte, die er im Grunde für sich wenig bindend gelten lassen möchte, beengt findet. Oder endlich, müssen die singenden Personen zu den Tönen nothwendig Worte geben? Bei wie vielen Sängern versteht man die Worte? Und wenn man sie versteht, welchen Nutzen gewährt es bei einer Form, wo die Worte, wo der Textausdruck Nebensache bleibt! Oder ist es etwa höchst interessant, in einem und demselben Musikstücke ein und dieselbe oft höchst triviale Textstrophe zwei- ja dreimal wiederholt zu hören, weil der Zuschnitt der klassischen Musikform die Wiederholung bedingt? Wenn die Sänger zu den einzelnen Tönen meinetwegen nur Vocale gäben, vielleicht fühlten sie sich dann getrieben, auf die Darstellung der Szenen, auf Plastik und Mimik ein wenig Fleiß mehr zu verwenden! — — —

Es wäre hiermit ein Vorschlag zur Güte gemacht, der indeß, wie gesagt, nur bei einem Fortschritt nach Gluckschen Antecedentien zum Ziele hätte führen können. Glauben Sie nicht, daß ich dieses Ziel als das höchste ansehen würde; aber die Anhänger des klassischen würden dann eher berechtigt sein, allen Werth auf den Idealismus der klassischen Musikform zu legen und allen denen, welche in einem Bühnenwerke etwas mehr als einen bloß formellen Idealismus, auch etwas Realität des Inhalts suchen, ein noli me tangere entgegenzurufen.

Anstatt aber eine innigere Verschmelzung zwischen Musikform und gedanklichem Inhalt anzubahnen, hat man seit Mozart den Bruch systematisch erweitert. Mozart selbst ist von der Höhe, die Gluck durch ein Zurückgehen auf einen, mehr der Mythe als der Geschichte angehörenden Stoffkreis (andrerseits durch Behandlung seiner Stoffe im mythischen Sinne) eingenommen, bedeutend herabgesunken, soweit er, auch im formellen Musikausdruck über Gluck stehen mag. Da nun aber Mozart selbst wieder die Musik auf Kosten

des dramatischen Gehalts gehoben hat, wie konnte es fehlen, daß sich seine Nachfolger noch weiter vom Gluck'schen Standpunkte entfernten und allen dramatischen Gehalt nur dem Musikklänge zum Opfer brachten. Wo kein Ineinandergehen erzielt wird, da ergiebt sich ein Auseinandergehen ganz von selbst.

Aber weshalb man denn so gewaltig über die Schwierigkeit, einen guten Operntext zu erhalten, klage, riefen Sie mir neulich zu. Noch mehr wunderten Sie sich, wie man hinsichtlich der Stoffwahl aus dem Kreise der Mythe auf Seite Richard Wagners stehen könne? Habe nicht Mozart selbst zu den dürftigsten Texten und zu Stoffen aus den verschiedensten Zeiten und unter den verschiedensten Verhältnissen die vortrefflichste Musik geliefert?

Darauf kann ich weiter nichts erwidern, als daß gerade an Mozarts Opern der ganze Mangel der klassischen Oper zur Genüge erhellt. Welches Interesse nehmen Sie an Belmonte und Constanze, an Idomeneus, Titus, Cosi fan tutte? Es ist größtentheils nur ein antiquarisches. Werden Sie durch die einzelnen Musikstücke ohne dazu gesungenen Text befriedigt? Schwerlich. Werden Sie es mit Text? Wohl auch nur theilweis. Nehmen Sie nun gar die Zauberflöte. Allerdings, der Text harmonirt mit den Ansichten, welche Fink in seiner Geschichte der Oper über die Operntexte zum Besten giebt.*) Damit ist aber weiter nichts gesagt, als daß Fink über ein Ding recht angenehm geschrieben hat, das er selbst nicht würde zustande bringen können.

Es kommt indeß noch ein Punkt in Betracht, der gemeinhin ganz übersehen wird. Erst jüngsthin ist Mozart auch als Mensch wieder als Muster eines wahren Künstlers aufgestellt. Man denkt dabei gemeinhin nur an das schöngeistige Element des Künstlerthums. Die Neuzeit indeß verlangt noch ein Anderes. Sie will nicht, daß sich in den Kunstwerken nur der, zum Künstler durch Beherrschung des ganzen musikalischen Apparats destillirte Mensch offenbaren, sondern der schaffende, ringende, strebende, Mitleidenschaft zeigende

*) Professor Lobe in Leipzig, (der „Wohlbekannte“) erklärt sogar den Text der „Zauberflöte“ für einen normalen Mustertext! Er stützt sich dabei auf Goethe, der ja bekanntlich sogar einen zweiten Theil zur „Zauberflöte“ dichtete! Zu solchen Verirrungen muß aber die Consequenz der klassischen Opernrichtung führen. Wir haben der abschreckenden Beispiele genug!

R. P.

Mensch bethätigen solle. In diesem Punkte erhebt sich Beethoven gewaltig über Mozart, und hierin liegt auch der Grund, weshalb ich mit so vielen Tausenden durch Wagners Werke, nicht minder durch alle die, welche dieser Richtung angehören, immer aufs Neue berührt werde. Und nun kommen Sie mit der Behauptung: Wagner und seine Nachfolger ständen auf gleicher Stufe mit den neufranzösischen und neuitalienischen Operncomponisten! Dort wie hier nur Aufopferung des künstlerischen Geistes, dem leeren Effecte und der packenden Wirkung!

Während jene (und zu ihnen zählt ja auch Meyerbeer und Verdi) mit Hilfe der Melodie nur einen sinnlichen Kitzel hervorbringen wollen, unbekümmert um die darzustellende Situation, will Wagner allein die Wahrheit der Situation zum Ausdruck bringen. Ist das nicht ein himmelweiter Unterschied, selbst wenn er in den orchestralen und harmonischen Hilfsmitteln mit jenen dieselben Wirkungen suchen sollte?

Die klassische Richtung behauptet: sie habe die Wahrheit, und weil sie es glaubt, legt sie auf die Realität der zu versinnlichenden Situationen und Handlungen wenig Werth. Die neuere Richtung kennt nur das Ringen nach der Wahrheit, drum geht ihr Streben dahin, der Wahrheit so nahe als möglich zu kommen. Bei jener ist das bewegende Moment die Form, bei dieser die Individualität des schaffenden Künstlers; bei jener ist die Form ein Objectives, außerhalb der Künstlernatur Stehendes, bei dieser ist die Form ein Subjectives, die künstlerische Individualität Befruchtendes, in ihr Aufgehendes.

Wird denn nun aber diese neuere Richtung wirklich lebensvolle Werke und für die Dauer zustande bringen, pflegen Sie mir einzuwerfen.

Jedenfalls für die nächste Zeit bessere als die ältere, namentlich die Opernrichtung, welcher kein Ziel weiter bevorsteht, als in die Anfänge zurückzukehren, aus denen sie hervorgegangen ist, nämlich ihre Endschafft in dem Vieder- und Singspiel zu finden.

Daß die Oper überhaupt nur ein Zwittergeschöpf ist, dafür spricht schon der eine Umstand, daß von wirklich dramatischer Darstellung bei ihr nur in den seltensten Fällen die Rede sein kann, ja daß die enggeschnittene Musikform sich mit lebendiger dramatischer Darstellung fast nie verträgt.

Das Rheinische Musikfest zu Aachen.

Pfingsten 1857.

Reise-Briefe an in Zürich.

II.

Aachen, 27. Mai 1857.

„Siehst du das, wie ich es sah,
„Wohnst du so, wie ich gewohnt,
„Lieb' und Freundschaft sind dir nah,
„Und ein jeder Tag — betont.“
Goethe.

Hochverehrte Freundin!

Zwei Tage bin ich nun schon in der alten Kaiserstadt, wohin einst Domitian seine römischen Legionen führte; wo Karl der Große im tausendjährigen Münster sich selbst ein unvergängliches Denkmal und die schönste Grabstätte gründete; wo Fastrade ihren Liebeszauber übte — und wohin jetzt Liszt an die Spitze der Musik-Regionen berufen wurde, um sich ein musikalisches Denkmal zu gründen und seinen unwiderstehlichen künstlerischen Zauber wirken zu lassen.

Von der Reise erzähle ich Ihnen Nichts. Wie man heutzutage reist, mit Courier-Zügen Tag und Nacht hindurch, mit 10 Minuten Aufenthalt zur Fütterung der Locomotive und Menschheit, sieht man von der Welt durch das Wagenfenster nicht so viel, als in allen illustrierten Reiseführern zu lesen ist. Man macht einige Bekanntschaften im Coupé, die nicht interessanter sind, als die, sie vermittelnden Wetterbeobachtungen und Visitenkarten. Kurz, die Reise-Poesie hat aufgehört, seitdem die Prosa der Courier-Züge erfunden ist.

Eisenach, Cassel, Paderborn, Soest, Dortmund, Hagen, Barmen, Elberfeld, Düsseldorf flogen an uns vorüber wie auf Zauberpferden — „Vorbei, vorbei!“ — Auf der Paderborner Haide, hörte ich Heine's Stimme, und ich rief ihm im Vorüberfliegen seine eigenen Worte zu:

„Wirft Du auch zur Täuschung machen,
Was ich fest im Busen trage?“

Und in der Ferne sah ich die Geister von Immermann und Platen in den Wolken kämpfen.

„Wo der Märker Eisen rekt“ fragte ich beim alten Arndt nach dem „deutschen Vaterland“ — es war aber nicht zu Hause. — Das schöne Ruhrthal erstickte fast im Kohlenstaub und Qualm. Im Bergischen sah ich tausend Mal mehr Dampffesseln als Geister.

„Der Tausende Webestuhl der Zeit“ arbeitet dort ganz zeitgemäß in Seide und Baumwolle.

Als ich über die Düsseldorfer Brücke fuhr, da wo der unglückliche Robert Schumann in den Wellen des Rheins Ruhe suchte, vor den tobenden Wellen seines Herzens; und als ich sein Haus wieder sah, wo ich einst so schöne Tage verlebte — da zuckte es durch meine Seele:

„Noch Keinen sah ich fröhlich eiden
Auf den mit übervollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n!“ — — —

Wir kamen nach Aachen, und wurden mit ächt rheinischer Gastfreundschaft so liebenswürdig empfangen, daß wir von der ersten Begrüßung an wie zu Hause waren, und uns die elegantesten Hütten bauten, die Nichts zu wünschen übrig ließen, was unser avancirtes Jahrhundert unter Comfort, und unser deutscher Sinn unter Gemüthlichkeit versteht. Wir wurden von einem reichbegüterten Mitglied des Musikfest-Comité, Herrn Berthold Suermondt (ganz Aachen kennt seinen Namen) auf das zuvorkommenste aufgenommen, und so wurde uns das doppelte Glück zu Theil, in eine der liebenswürdigsten, und kunstsinigsten Familien von Aachen eingeführt zu sein, und — zugleich mit Liszt unter einem Dache zu wohnen.

Von Aachen selbst kann ich Ihnen noch Nichts berichten. Vor dem Musikfeste ist keine Zeit zu Promenaden, denn die Proben, die Liszt schon seit Anfang dieser Woche (täglich zwei) mit bewundernswerther Ausdauer und Energie leitet, nehmen fast alle unsere Zeit in Anspruch. Bis jetzt konnten nur Separatproben mit den einheimischen Kräften gehalten werden, denn die Phalanx der Fremden trifft erst Morgen ein.

Aber schon diese Vorproben versprechen sehr Viel. Der Geist, der sie belebt, ist ein so vortrefflicher, daß unsere Erwartungen auf das Musikfest sehr hoch gespannt sind. Liszt wird bei jeder Probe vom Orchester mit Applaus empfangen, seine „Festklänge“ wurden schon in der ersten Vorprobe von den Mitwirkenden enthusiastisch aufgenommen. Alle sind entzückt von seiner Direktion, Alle folgen mit möglichster Hingebung jedem seiner Winke, hingerissen von dem Genius, der in ihm lebt und dessen Ausfluß sie begeistert.

Ein Comité von 21 Mitgliedern, bestehend aus den ersten und begütertsten Männern der alten Kaiser-

stadt, — unterdem Präsidium des, als Kunstkennner und Musikverehrer rühmlichst bekannten J. van Houtem — ordnet und regelt alle Geschäfte, deren ein großes Musikkfest so viele und verwickelte mit sich bringt, mit großer Umsicht, Eleganz und Aufopferung. Das Risiko des Festes liegt lediglich auf ihnen; mit der Verantwortung übernehmen sie zugleich die Deckung des Kostenpunktes und die Repräsentation, wobei sie jedoch von Seiten der Stadt angemessen unterstützt werden, sodaß für die Mitwirkenden und Fremden in jeder Hinsicht auf's Beste gesorgt ist.

Das Musikkfest findet im Theater statt, das im Jahre 1827 von Schinkel neu erbaut wurde. Es ist im Inneren und Aeußeren sehr schön, bequem und elegant eingerichtet, und in akustischer Hinsicht ganz vorzüglich gelungen. Es faßt 12 bis 1300 Personen; doch war, schon lange vor unserer Ankunft, das ganze Haus für alle 3 Festabende ausverkauft, sodaß zahlreiche Anmeldungen und leider auch viele, von weither kommende Fremde, die durch Bestellung nicht vorgesorgt hatten, abgewiesen werden mußten. Wäre das Haus noch einmal so groß, es wäre ebenso überfüllt gewesen.

Man hatte diesen Raummangel wohl vorausgesehen, und deswegen daran gedacht, das Musikkfest in dem alten, berühmten Kaisersaal auf dem Rathhaus zu halten, der eine Länge von 140 Fuß und eine Breite von 60 Fuß hat. Allein die colossalen steinernen Säulen, welche, die Kreuzgewölbe tragend, den Saal mitten durchschneiden, machen eine bequeme Aufstellung der Musik- und Chormassen unmöglich, überdies würde die Hälfte der Zuhörer den Dirigenten oder die Solisten nicht gesehen haben. Man mußte deshalb das Theater beibehalten, und hatte hier wenigstens den Vortheil, der ausgezeichnetsten akustischen Wirkung sicher zu sein, die durch die vortrefflichste Aufstellung der musikalischen Kräfte noch wesentlich gehoben wurde.

Der ganze Bühnenraum ist in einen großen Concertsaal umgewandelt, dessen Podium ziemlich steil aufsteigt, und zwar in gleichem Winkel, schon vom Proscaenium beginnend. — Die Breite der Bühne ist in drei gleiche Theile getheilt. Das Centrum nehmen die Instrumentalmassen, die beiden Flügel die Chormassen ein, die parallel neben- und miteinander aufwärts steigen. Die Holzblas-Instrumente sind keil-

förmig in das Streichquartett eingereiht, eine zweite Reihe von Contrabässen und die Batterien der Blech- und Schlag-Instrumente, schließen querüber im Hintergrunde die musikalische Bühne ab. Das Ganze gewährt einen ebenso pompösen Anblick, als eine vortreffliche Wirkung. Ligt steht als Dirigent auf einer ganz isolirten, sehr erhöhten und reich geschmückten Tribüne, genau in der Mitte des ganzen Hauses. Jede seiner Handbewegungen, jeder seiner Blicke kann von allen Mitwirkenden gleich gut beobachtet werden.

Das Verzeichniß der Mitwirkenden nennt uns, außer dem Fest-Dirigenten (Ligt) und Chor-Direktor (Kapellmeister von Turanyi aus Aachen), 7 Gesang-Solisten (Fräulein Louise Meyer aus Wien, Frau von Milde aus Weimar, Fräulein Albedingl-Thym aus Amsterdam, die Herren Schneider aus Leipzig, Göbbels aus Köln, Dalle Aste aus Darmstadt und Aken aus Aachen) und 3 Concertisten (Concertmeister Singer aus Weimar, H. v. Bülow aus Berlin und Frau Pohl aus Weimar). Ferner haben wir 91 Soprane, 88 Altistinnen, 106 Tenore, 132 Bassisten; ferner 52 Violinen, 16 Violen, 19 Violoncelli und 13 Contrebässe; endlich 38 Blas- und Schlag-Instrumentalisten — im Ganzen also eine Instrumental- und Vokalmasse von 566 Mitwirkenden. Eine imposante Armee, deren Zusammenwirken unter ihrem Generalissimus Franz Ligt einen glänzenden Sieg verheißt.

Einen Sieg? Worüber? — So fragen Sie, und weisen zugleich auf den sonderbaren Schluß meines ersten Briefes hin, dessen Grobheit Sie wohl mit Entsetzen gewahrten, aber die Ursachen derselben nicht fassen konnten.

Ich sehe wohl, ich bin Ihnen hierüber nachträglich noch eine Erklärung schuldig, umsomehr, als Sie, mit Ihrem friedlichen, harmlosen Sinn, ohne Commentar schwerlich fassen könnten, welche große Bedeutung für Freunde und Gegner die Thatsache hat, daß Franz Ligt ein Rheinisches Musikkfest (es ist bereits das 35.) dirigirt; welche Aufregung das Programm dieses Festes schon im Voraus in den Rheinprovinzen erregte, und welche Kämpfe es nachträglich in der Presse hervorrufen wird.

Gestatten Sie mir, Ihnen hierüber nächstens ausführlicher zu schreiben. Morgen ist Ruhetag von den Vorproben, um Kräfte zu sammeln für die Haupt-

proben, die am 29. Mai beginnen. Jetzt muß ich schließen, um den ersten officiellen Festdiner, im Hause unseres liebenswürdigen Hauswirthes, beizuwohnen. Ich werde dabei (ganz im Stillen) auf die Gesundheit meiner entfernten lieben Freundin trinken, die wohl die nachsichtigste und theilnehmendste von allen meinen Lesern sein dürfte und außerdem die beste Zukunftsmusikerin in der ganzen Schweiz!

Ganz der Ihrige!

Hoplit.

Briefe über Franz Liszt's große Festmesse.

Von

F. A. Jellner.

VII.

Liszt's musikalische Versinnlichung der organisch verbindenden Ideen der Messe, als dogmatisches Drama erfäßt.

Wenn ich an den Versuch einer detaillirten Schilderung der Liszt'schen Messe mit einer gewissen zögernden Schüchternheit gehe, so rührt dieses keineswegs von der Besorgniß her, die höheren in diesem Werke liegenden Intentionen, die leitenden Ideen des Tondichters möglicherweise unrichtig auffassen zu können, denn diese treten für jeden nur halbwegs musikalisch und ästhetisch Gebildeten so klar, so bestimmt ausgeprägt und so consequent festgehalten zu Tage, daß ein Mißgriff beinahe nicht denkbar ist, ich also — der ich nicht nur durch öfteres Hören, sondern überdies durch genaues und eifriges Studium der Partitur reiche Gelegenheit hatte, mich in das Werk völlig hineinzuleben — mit größerer Beruhigung und Sicherheit als mancher Andere mir zutrauen darf, zum Verständnisse der diese Composition erfüllenden Absichten vorgedrungen zu sein.

Woran ich aber verzagte, daß es mir gelingen werde, ist: die Wiedergabe des hehren, in diesen Tönen athmenden Geistes, die Schilderung der Kraft und Erhabenheit, die uns unwillkürlich erbeben, unser Knie zur Anbetung des großen allmächtigen Gottes in den Staub beugen macht, und uns zur Erkenntniß unserer atomistischen Nichtigkeit zwingt; dann wiederum die Versinnlichung des schwellenden Hauches der Milde,

Sanftmuth und unendlichen Güte, die uns zum Ewigen emporhebt, unsere Blicke dem offenen Himmel zeigt; die Versöhnung und Liebe, die sich herabsenkt zur Erde, um des Menschen Herz aufzurichten — — und dies Alles nur mit der dürftigen Sprache todter Zeichen! — Sollte der Kritiker sich daher stellenweise gezwungen sehen, von seinem methodischen Gange abzustiegen, um sich auf den Rücken des Flügelrosses zu schwingen, so mögen solche Uebergriffe in's poetische Gebiet nicht für Ueberschwänglichkeiten, sondern nur als ein Bestreben angesehen werden, der Prosa der Sprache ein, dem durchgeistigten, seinem ganzen Wesen nach übersinnlichen Gegenstande, wie es die Bedeutung und der Ausdruck der Töne im musikalischen Kunstwerke ist, analoges Darstellungsvermögen abzurufen.

Wir haben bemerkt, daß der innere Nexus, welcher die Liszt'sche Messe als Kunstwerk zu einem untheilbaren Ganzen verbindet, aus der Entwicklung bestimmter Ideen hervorgehe, die fähig gemacht, die bedeutungsvollsten Momente und Situationen des dogmatischen Drama bezeichnend auszudrücken, als solche nothwendig bei gleichbedeutenden oder ähnlichen Stellen wiederkehren. Diese Wiederkehr der Ideen, die im musikalischen Kunstwerke durch entweder melodische oder harmonische Motive dargestellt werden, und in welcher Wiederkehr wir schon früher die wesentlichste Bedingung zur Erlangung der musikalischen Form erkannt haben, geht also hier — wie man sieht — keineswegs aus der willkürlichen Versetzung und Stellung der Motive, somit nicht aus absolut musikalischen Gründen, sondern immer nur aus dem Gebote der dramatischen Folgerichtigkeit, aus dem strengsten Anschlusse an die Situation hervor.

Wenn daher eine Composition den Forderungen künstlerischer Vollkommenheit schon entspricht, die reinste, aus den wichtigsten Proportionen eines durchaus bedeutenden musikalischen Inhalts hervorgegangene Kunstform zeigt, um wie viel höher wird man den Grund der Vollendung anschlagen müssen, wenn — wie solches in dem in Rede stehenden Werke Liszt's durchweg der Fall ist — diese vollkommene Kunstform als unmittelbares Ergebnis des Waltens der dramatischen Idee erscheint, und als solches erkannt werden muß.

Sehen wir nun, welches die musikalische Versinnlichung der fundamentalen, die Messe Liszt's

organisch verbindenden Ideen ist, die wir ihrem dramatischen Charakter nach schon früher kennen gelernt haben. — Vor Allem wichtig und dominirend erscheint die Idee der Person Gottes als Begriff der Dreieinigkeit, somit als allgemeine Vorstellung der Göttlichkeit. So oft diese Idee als die waltende auftritt und von keinen besondern Attributen begleitet ist, wird sie vom Tonsetzer als das Prinzip der Allmacht und Unendlichkeit aufgefaßt. Nicht findet den entsprechenden musikalischen Ausdruck für diese Auffassung im ausschließenden Gebrauche von Dreiklangsharmonien, die er überall consequent anwendet, wo sich der Text auf die Person Gottes im Allgemeinen und speciell auf die des Vaters bezieht. In diesem Sinne ist das Wort „Kyrie“ (Herr) stets durch Dreiklangfolgen ausgedrückt, desgleichen alle in diese Kategorie gehörenden Phrasen als: „gloria in excelsis Deo“ — „Domine Deus“ — „rex coelestis“ — „Deus pater“ — „omnipotens“ — „credo in unum Deum“ — „consubstantialem patri“ — „per quam omnia facta sunt“ — „sedet ad dextram patris“ — u. s. w. Die nächstwichtigste Idee des Sohnes Gottes, als das Prinzip der Veröhnung, des Mittlers zwischen der Menschheit und der Barmherzigkeit des Vaters, ist durch melodische Momente von zartem fliehenden Charakter ausgedrückt, von welchen eben so folgerichtig in allen hierauf bezüglichen Situationen Gebrauch gemacht wird. Hierher gehören folgende Phrasen: „Christe eleison“ — „et in terra pax hominibus“ — „Domine „fili“ — „Agnus dei“ — „qui tollis peccata mundi“ — „miserere nobis“ — „suscipe deprecationem“ — „in unum Dominum Jesum Christum“ — „filium Dei unigenitum“ — „Deum de Deo (bis) genitum non factum“ — „qui propter nos homines“ u. s. w. — ferner das ganze benedictus, agnus dei und dona nobis pacem. — Die das Wesen der Dreieinigkeit vervollständigende Idee des heiligen Geistes finden wir

durch eine wunderbare Mystik der harmonisch melodischen Gestaltung aller hierher gehörigen Stellen ausgedrückt, wie z. B. „et incarnatus est de spiritu sancto“ — „et in spiritum sanctum“ — qui cum patre filioque simul adoratur.“

Einer solchen Gesamtauffassung gegenüber kann man füglich das Geständniß nicht unterdrücken, daß sie nicht allein aus dem vollen, erleuchteten Erkennen des katholischen Dogma unmittelbar hervorgegangen, also die höchste Berechtigung für sich habe, sondern auch vom musikalischen Standpunkt eine durchaus neue, geistreiche, die Darstellung der Messe als einheitliches Kunstwerk einzig ermöglichende sei. Die Wichtigkeit dieser Auffassung, zumal was die Individualisirung der Trinität anbelangt, kann aber um so weniger bestritten werden, als sie der diesfalligen theologischen Lehre durchaus conform ist. — Auf welche Weise nun diese Ideen in wechselseitigen Rapport gebracht sind, wie jede derselben den Bedingungen der wechselnden Attribute und Situationen entsprechende Modification eingeht, wie sich durchaus die musikalischen Proportionen der einzelnen Theile gestalten, könnten wir nur aus der speziellen Analyse jedes einzelnen Satzes der großen Messe ersehen.

(Diese Analyse hier wiederzugeben, liegt aber außerhalb der Aufgaben, welche sich die „Abend-Zeitung“ gestellt hat. Wir müssen deshalb den geneigten Leser auf die spectelle Abhandlung verweisen, welche der geistreiche Verfasser in seinen Original-Briefen — „Musikalische Reisebriefe aus Pesth“ Nr. IX bis XIV in den „Blättern für Musik“ II. Jahrgang Nr. 80—91 — darüber in ebenso ausführlicher, als vortrefflicher Weise gegeben hat, und schließen unserem Auszuge nur noch den letzten Brief an, welcher jener Analyse unmittelbar folgt.) —

R. P.

Jeuilleton.

Die Literatur der neuen Welt.

* Gegenüber den Stimmen, die vom Verfall europäischer Kunst und Wissenschaft und vom Aufschwunge transatlantischer sprechen, kann es nicht unbeachtenswerth sein, die Stimme eines transatlantischen Autors zu vernehmen. Im

Mai feierte der Londoner Royal Literary Fund den achtundsechzigsten Jahrestag seiner Gründung. — Nach Erledigung der hergebrachten Trinksprüche brachte Mr. Moncton Milnes einen Toast auf den anwesenden Halliburton (Verfasser von Sam Slick) und auf die „Literatur in den Colo:

nieren" aus. Galiburton, der seinen Wohnsitz in Canada jetzt, wo er im hohen Alter steht, mit einem Ruhesitz in England vertauscht hat, beantwortete den Toast auf die Literatur der Colonieen in einer längeren Rede. Vor Allem, meinte er, sei es schwer auf das Gedeihen dieser Literatur zu trinken, denn bis jetzt sei sie noch unsichtbar, und dann werde es wahrscheinlich noch Jahre brauchen, bis sie das Licht der Welt erblicken werde. Mehr oder weniger gelte dasselbe auch von Amerika, denn da wie dort habe man statt der nothwendigen inneren poetischen Muse noch Städte und Straßen zu bauen und Wälder auszuroden, die neue Welt sei zu jung, um Zeit zu literarischen Schöpfungen erübrigen zu können. Die Schriftsteller schmeicheln dem Publikum und dieses wieder seinen Autoren. Zwischen beiden gebe es keine Redlichkeit. Den Colonieen fehle es an Sagen, an Legenden, an einer Vergangenheit, an einer Geschichte, kurz, sie seien noch zu jung um eine Literatur zu zeugen, er selbst aber sei zu alt, um von der Hoffnung auf das werdende zu leben. Darum sei er nach dem alten, als verrottet verschrienem, Europa zurückgekommen, um noch am Ende seiner Tage das Schöne zu genießen!

Theater.

* Die Münchner Intendanturfrage scheint durch Ernennung des frühern Intendanten Freiherrn von Fraps nur

provisorisch erledigt. Es soll, wie man liest, über kurz oder lang wieder ein Dichter mit der Leitung der Bühne beauftragt werden, und man nennt als Candidaten Bodenschedt und Paul Heyse. —

* Hermann Herrsch's „Sophonisbe“ ist vor kurzem auch am Hoftheater zu Weimar in Scene gegangen.

* Otto Noquette hat ein neues dramatisches Gedicht „Kain“ geschrieben, welches in S. Kappers „Jahrbuch deutscher Belletristik“ erscheinen soll. Dasselbe enthält außerdem poetische Beiträge von Alfred Meißner, Moriz Hartmann, Alexander Kaufmann, Moriz Horn, Adolf Stern.

* Dawson hat sich von der gefährlichen Krankheit, die ihn während seines Breslauer Gastspiels befiel glücklich erholt. Indes ist dies wohl dem genialen Künstler eine Warnung, seine Kräfte bei solchen Gastspiel-Reisen nicht ferner zu forciren.

Musik.

* Der treffliche Niedelsche Gesangverein zur Wiederbelebung älterer Kirchenmusik in Leipzig veranstaltete am Sonntage vor Pfingsten in den Räumen der dortigen Paulinerkirche abermals ein Concert, in dem unter andern auch Allegri's hochberühmtes „Miserere“ zur Aufführung gelangte. — Die Tendenz und Bestrebungen des Vereins und seines Dirigenten verdienen die rühmlichste Anerkennung.

Anzeigen.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

Pantheon deutscher Dichter.

Eine Anthologie,

herausgegeben

von

Adolf Stern.

Dritte vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit einem biographischen Verzeichniß der Dichter.

In Prachtband 2 Thaler. Broch. 1½ Thlr.

Die Köhler von Burg.

Bairische Sage in Versen

von

Moriz Horn.

Miniaturausgabe. Broch. 12 Ngr.

Eine frische und im Volkston wiedergegebene Sage, reich an gelungenen Bildern aus Natur und Volksleben.

Musikalische Leiden.

Schauspiel in einem Aufzuge

von

Jean Richard.

Octav. Geheftet 15 Ngr.

Am Hoftheater zu Weimar und am Stadttheater zu Leipzig mit Beifall aufgeführt, sowie von der Kritik als trefflich empfohlen.

Gedichte

von

Anna Löhn.

Miniaturausgabe. Geh. 20 Ngr.

Zweite vermehrte Auflage.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage beweist den Beifall, den diese Dichtungen mit Recht gefunden haben.

Heinrich Matthes in Leipzig.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinz.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.